

Eugen Rosenstock-Huessy

### Jakob Grimms und unser Erlebnis der deutschen Sprache\*)

„Dissen, Deute, Halldorf, Ritte, Bune, Besse —  
das sind der Hessen Dörfer alle sesse“ —

Nur weil es heute Alten-bauna heißt und Großen-ritte, wissen viele nichts von diesem Spruch. Ich muß ihn gelesen haben bei Jakob Grimm, als ich 15 Jahre war; denn damals habe ich begonnen, Jakob Grimms Werke zu sammeln. — Später bin ich nach Kassel gekommen, und da habe ich mich gewundert, daß Niederzwehren nicht in dem Vers auch erwähnt wird. Es schien mir so ein wesentlicher Bestandteil des hessischen Volkscharakters. — Was hat es nun mit diesem Verse auf sich, den ich heute noch wußte, obwohl mir Herr Dir. Vogel hier freundlichst auf die Sprünge geholfen hat, damit ich ihn auch genau wisse? —

Der Vers reimt und der Vers alliteriert in sehr schöner Weise. „Dissen, Deute, Halldorf, Ritte.“ Sie hören zwischen Dissen und Ritte die Entsprechung — Sie hören zwischen Dissen und Deute die Entsprechung. Und dann Bune — Besse: die Alliteration könnte ja nicht schöner sein. — Im zweiten Verse reimt es wieder innerhalb des Verses. Hessen, das sind der Hessen Dörfer alle sesse. Da ist wieder diese schöne Anspielung des vollen Reimes. Aber Hessen und sesse sind ebenso verwandt wie Besse und sesse. —

So singt sich und so sagt sich die Sprache in einen jungen Menschen ein. Daß es so mit dem Singen und Sagen seine Bewandnis habe, das ist die größte Erkenntnis der romantischen Schule von der Sprache. Jakob Grimm hat geglaubt, daß sich die eigene Sprache als Muttersprache in uns hineinsinge und hineinerzähle und in uns hineinsage, — daß man das zum ersten Male in seiner Zeit neu zu entdecken habe. Weil die deutsche Sprache, wie er in der Einführung zum großen Deutschen Wörterbuch, seinem Lebenswerk, sagt, bis dahin bestenfalls wie eine Brücke aus dem Schlamm der Barbarei zu dem Glanz des lateinischen und griechischen, klassischen Gesprächs und der Literatur der Alten gedient habe. Er hat die Märchen hier in Kassel empfangen; aber er hat nicht gemerkt, daß es Hofmärchen waren aus Frankreich. Sondern er hat geglaubt, es seien Volksmärchen, die man singe und sage. Er hat die deutschen Sagen zusammen mit seinem Bruder Wilhelm aufgeschrieben. So wissen es nun alle, daß die Muttersprache in die Menschen hineingesungen wird. Singen und Sagen prägt uns und formt uns als Empfänger. Wir kommen nie wieder von dem los, was sich so in uns ausgebreitet hat. Es gibt kein Mittel, dem Namen Niederzwehren in meinem Herzen denselben Rang zu verleihen, wie den sechs Namen in jenem Vers. Noch etwas anderes möchte ich an diesem Verse hervorheben, der uns als Beispiel für alles gilt, was wir von der Romantik an Sprachverehrung empfangen haben: Sie verstehen das recht, dieser Spruch hat hier den „genius loci“ als Schützer.

Die Namen, die da vorkommen, breiten vor uns eine unbekannte Welt so aus, daß der Name der Sache voransteht, daß aber die Phantasie angestoßen wird, sich unermessliche Reiche von Feen und Riesen und Zwergen dabei zu denken. Ich habe mir bestimmt eingebildet, daß die alten Chatten tatsächlich in den 6 Dörfern gewohnt hätten, und war ganz betrübt, daß das unmöglich der Fall gewesen sein kann. Der Vers beansprucht Vollständigkeit. Dieser Anspruch ist ein Geheimnis der Muttersprache, selbst in der Sprache eines wilden Stammes von 200 Seelen. Es gibt ja solche Sprachen. Es hat einmal hunderttausende von Sprachen gegeben, ob es nun 200 Worte eines Stammes oder die 20 000 der deutschen Sprache sind, die in Grimms Wörterbuch verzeichnet stehen. Das Kind, das sie hört, meint diese Sprache sei vollzählig und vollständig, sie drücke alles aus, was überhaupt gesagt werden könne. So habe ich ganz naiv annehmen müssen, daß die sechs Namen für das Ganze stehen.

\*) Vortrag im Kasseler Landesmuseum am 16. Oktober 1952.

274

Monatsspruch für Mai:

**Der Herr, dein Gott, ist bei dir,  
ein starker Heiland.**

Jepth. 3, 17a

---

### STIMMEN DER VÄTER UND ZEUGEN

*Versuchen wir doch, denen die Hand zu reichen, die nach uns kommen, in der Hoffnung, sie würden diese nicht mit allzu großem Ekel ausschlagen. „Was habt ihr getan, um uns weniger unglücklich zu machen?“ werden sie fragen. „Was habt ihr getan, um den Frieden zu bewahren?“ Ja, was? (Julien Green, Tagebücher)*

Die Sprache, das wird nirgends in unseren Lehrbüchern gelehrt, besteht nicht aus Worten. Sondern wenn diese Worte ertönen, so ummanteln sie uns, umfassen sie uns mit dem Gefühl, daß dadurch das Weltganze repräsentiert ist. „Alles, was zu sagen ist, kann gesagt werden.“ So heißt das Dogma der Muttersprache, das jeder von uns in sich trägt, ohne es zu wissen. In dem Punkt sind alle Menschen, ob Indianer oder Neger oder Weiße oder Gelbe, dogmatisch. — Das ist sehr merkwürdig, daß wir immer glauben, so weit wie die Rede im Augenblick ist, ist sie hinreichend, um uns das Leben zu fristen, um die Wahrheit zu sagen, und um Liebeserklärungen zu machen. D. h. das erste, was wir aus der muttersprachlichen Annäherung an das Spracherlebnis empfangen, ist die Sicherheit, daß wir sprechen können. Wir alle halten es für selbstverständlich, es sei möglich, das zu sagen, was gesagt werden muß. Dennoch ist es in unserem Vers ganz klar, daß das nicht stimmt und daß es doch stimmt.

In den sechs Dorfnamen klingen soviel Schichten der Namensgeschichte in unserer Volksgeschichte auf, daß man allerdings alle anderen Namen vielleicht darunter subsumieren kann. Was für ein herrliches Wort: „Besse!“ Kein Mensch weiß, was das bedeutet. Aber das ist für einen Namen das Allerschönste, wie Sie aus dem Wort „Harmutsachsen“ sehen. Die Leute, die da wohnten, konnten doch nicht gegenüber „Reichensachsen“ „Armutsachsen“ heißen. Darum heißen sie heute „Harmutsachsen“; das kann man nicht verstehen, und dann ist es ein guter Name. Und so ist es mit „Buna“, und so ist es mit „Ritte“, und so ist es mit „Disse“. Nur „Halldorf“, das gefällt uns nicht; das ist zu deutlich und darum ein schlechter Name.

Die Namen sind also eine geheimnisvolle erste Schicht, die uns beruhigend sagen, daß Adam seine Pflicht getan hat und alle Dinge seit der Schöpfung schon benannt sind. Wir kommen in eine vollständige Welt, die dadurch, daß sie Namen trägt, uns nicht mehr erschauern macht. Das ist ungeheuer beruhigend. Jakob Grimm spricht im Jahr 1854 — das ist für ihn ungefähr solange nach 1848 wie für uns heute nach 1945 — von „dem unerschöpflichen Frieden und der tiefen Ruhe, die von der Beschäftigung mit der Sprache ausgeht“. Das kommt von den heiligen, archaischen Schichten der Namen, die uns umgeben, weil sie uns vorspiegeln, daß alles schon benannt ist. Denn der Mensch hält es im Unbenannten nicht aus. Die Schule und das Elternhaus und die Kirche lullen das Kind in Sicherheit, daß alles schon benannt sei.

Bei Jakob Grimm kommen nun noch andere Aussagen über die Sprache dazu, die den Horizont erweitern. Als er sein Lebenswerk dem deutschen Volk vorlegt, ruft er aus: „Tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer Sprache!“ Das Wörterbuch soll ein Heiligtum gründen. Er fordert auf, in Worten etwas zu tun. Die Sprache ist bei ihm ein Imperativ, ein Gebot an den Menschen. Dieses sein Lebenswerk will die Haltung der Menschen zum Sprechen verändern. Er tut etwas Neues mit dem Wörterbuch, so daß es nicht ein Museum ist, nicht nur ein Verzeichnis der alten Namen, nicht nur eine Erinnerung dessen, was schon da ist. Für Jakob Grimm war das Wörterbuch revolutionär. Es hat in seinem eigenen Leben Epoche gemacht. Sein großes Vorwort zum Deutschen Wörterbuch — eines der schönsten Dokumente in deutscher Sprache, das je geschrieben worden ist, ein ganz großes literarisches Denkmal — warnt davor, es so zu lesen, als wäre es museal, als wäre es rückwärts gewandt. Für Jakob Grimm hat diese andere Haltung zur Sprache Befehlscharakter. Es geschieht etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes, etwas, was gesagt werden muß, weil es vorher unsagbar schien. Nur durch die Tatsache, daß das, was Jakob Grimm da befohlen wurde, es mit der uns angeblich schon bekannten deutschen Sprache zu tun hat, ist das übersehen worden. Man macht sich nicht klar, daß Jakob Grimm ein schöpferischer Mensch war. Man denkt, er sei ein Philologe gewesen in dem Sinne des Hüters alter Schätze, ein Kustode. Ich will Ihnen nachher zeigen, daß in seinem Leben die Zukunft mit sprachschöpferischer Gewalt eingebrochen ist, und daß er sich nicht dem Wahne hingeben

hat, man könne mit Kinderreimen und Zaubersprüchen — und wenn es die Merseburger Zaubersprüche wären — sein Genüge finden.

Aber in der Mitte seines Lebens ist ihm noch etwas Drittes mit der Sprache widerfahren, etwas Ungeheures. Grimm war in Hannover. Der König von Hannover, der 1837 sein Amt antrat, brach seinen Eid und forderte auch von seinen Untertanen dasselbe. „Allgemein bekannt ist, daß im Jahr 1837“ — so schreibt Jakob Grimm selber — „König Ernst-August von Hannover die durch seinen Vorgänger gegebene und im Lande zu Recht bestehende und beschworene Verfassung eigenmächtig umstürzte, und daß mit wenigen anderen, die ihren Eid nicht wollten fahren lassen, — denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen? — ich und mein Bruder unserer Ämter entsetzt wurden.“ In dieser zugleich drückenden und erhebenden Lage, da den Geächteten die öffentliche Meinung schützend zur Seite trat, wurde er des Landes Hannover verwiesen und so, — wie uns einer 1933 nach Amerika gegangen ist, — mußte er nach Kurhessen. Sie werden lachen, daß ich das vergleiche. Aber das Große, was ich unterstreichen möchte, ist, daß Jakob Grimm die Landesverweisung, die er ja hier sogar mit dem Wort „Geächteter“ ausdrückt, sehr stark empfunden hat. Für ihn war Kurhessen „Ausland“, obwohl es das Heimatland war, in das er zurückkehrte.

Als er die Grenze überschritt, stand da eine alte Bäuerin und sagte zu ihrem Enkelkind: „Gib dem Herrn deine Hand, er ist ein Flüchtling!“ Da ist dem Philologen und da ist dem Kind des Volks, das von Märchen und Sagen lebte, etwas passiert, was sehr viel mit der Sprache zu tun hat. Er hat einen Namen auf sich sitzen lassen müssen, an den er nie in seinem ganzen Leben anders gedacht hat, als an ein Wort für andere und über andere. Da ist ihm das geschehen, was die meisten von uns nie bedenken, wenn sie an Jakob Grimm oder an sein Wörterbuch oder an sich selber und ihr Verhältnis zum Sprechen denken. Er ist nämlich mit dem Namen Flüchtling bedeckt worden. Dieses Wort war nun für ihn nicht Gebrauchswort bei der Handelskorrespondenz in der Sprach- und Schreibakademie, sondern es war ein Wort, das er auf sich sitzen lassen mußte, so wie der Davidsstern für die Juden im Dritten Reich. Man muß es auf sich sitzen lassen. Das sind die unangenehmen Namen, aber das sind die wirklichen Namen. Das ist die eigentliche Macht der Sprache, daß sie einem Menschen sagt, wofür er gehalten wird. Da fängt überhaupt erst das Sprechen an. Alles andere ist nur die willkürliche Vorstellung des Mannes, der sagt: „Ich will jetzt ein Wörterbuch schreiben, — tretet ein in die Hallen eurer Sprache.“ Er weiß dann noch nicht, ob jemand kommt. Aber wenn mir jemand sagt, oder wenn sogar — das ist ja noch stärker an diesem großen und kleinen Ereignis in Grimms Leben — wenn da eine Großmutter dem Kinde mit dem Brustton der Überzeugung sagt: „Gib dem Herrn deine Hand, er ist ein Flüchtling!“, da kann der Arme überhaupt nicht mehr heraus aus diesem Namenszauber. Sie hat nicht mal zu ihm gesagt: „Du Flüchtling.“ Sie sagt dem Kinde mit der größten Selbstverständlichkeit: „Er ist ein Flüchtling.“ Das ist also ein Ereignis, bei dem der Mensch aufhört, Philologe zu sein, und bei dem er aufhört, ein Willensmensch zu sein, wo er einfach eine zitternde und zappelnde Kreatur ist, die sich unter der Macht windet, die die Gesellschaft über ihn hat, indem sie ihn bezeichnet, indem sie ihn benennt.

Wenn wir die drei Arten, in denen Jakob Grimm von der Sprache spricht oder von der Sprache erfaßt worden ist, vergleichen,

1. „Dissen, Deute, Halldorf, Ritte, Buna, Besse — das sind der Hessen Dörfer alle sesse“ —
2. „Tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer Sprache“ —
3. „Gib dem Herrn deine Hand, er ist ein Flüchtling!“ — so umklammern wir eine ungeheure Spannweite.

Ein und dieselbe Sprache kommt

1. aus Singen und Sagen in mich hinein.
2. Sie kommt aus meinem Willen ins Denken und wird nun ausgesprochen als Programm.

3. Sie kommt ohne den Willen des Mannes und sie kommt ohne die Überlieferung des Brauchtrums über mich mit der fürchterlichen Gewalt des unentrinnbaren Schicksals. Sie zeichnet mich, weil sie mich bedeckt.

Die romantische Schule hat nur von der ersten und zweiten Erfahrung Aufhebens gemacht. Es steht zwar in Jakob Grimms Leben, daß ihm die Frau das an der Grenze getan hat. Aber es steht nicht in seinem Lebenswerk. — Vielleicht steht es doch drin. Denn ich will nun diesen ersten Teil abrunden, indem ich Ihnen das Wort vertrate, mit dem Jakob Grimm seine Bindung an das Sprachwunder ausgedrückt hat. Am Ende dieser herrlichen Vorrede steht das große Wort: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis.“ Das ist das Beste, was jeder von uns von der Sprache sagen kann, wenn er sie vor sich sieht, wenn er sie als Gegenstand behandelt: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis.“ Das bleibt in der Schwebe, unerlöst, unerledigt. Was denn nun: bekannt oder Geheimnis? Es ist eben beides!

Wir wollen uns nur merken, was bei Jakob Grimm, dem Entdecker der Muttersprache in ihrer Würde und in ihrem Glanz das erste ist: — Kinder, wir können alle Deutsch! — Es ist erst das zweite, daß er warnt: — Nein, wir kennen sie nicht! — So glauben wir alle seit Jakob Grimm, daß uns die Sprache zunächst bekannt sei. Und wenn wir dann auf die Duineser Elegien stoßen, dann kriegen wir plötzlich Angst, weil wir nicht alles verstehen. Aber vielleicht dürfen wir zweifeln, ob wir alles überhaupt verstehen sollen. Also der zweite Teil des Satzes: „Sie ist ein Geheimnis!“ ist Grimms Warnung, daß wir selbst aus seinem Wörterbuch noch nichts wissen. Das Wort Flüchtling steht in Grimms Leben, aber nicht im Wörterbuch. Das Wörterbuch kann uns niemals verraten, wie uns zumute wird, wenn eines der tausend Wörter dieses Wörterbuchs auf uns angewendet wird, und selbstverständlich ist das erst die Sprache. Alles andere ist doch bloß das Inventar. Was ist denn das schon, daß da Wörter gedruckt stehen im Wörterbuch? Die leben ja nicht, die sprechen ja nicht. Das ist nicht Sprache, sondern das ist Sprache eingedampft und eingeweckt und konserviert. Es ist also die Sprache minus Sprechen, die wir im Wörterbuch haben. Zur Sprache wird es erst, wenn wir die Sprache auch gegen uns gelten lassen müssen.

Der Mörder, dem das Gericht sagt: „Schuldig“ — der erst weiß, was das Wort schuldig bedeutet. Sie wissen es nicht. Sie können es definieren. Aber niemand, der etwas definiert, weiß, was er damit tut. Er sieht die Sprache nur von außen, er kann sie weder in sich selbst hervorbringen noch sie eliminieren. Man kann die Worte auswendig lernen, wie die Sprache es ganz richtig meint: eben auswendig. Vielleicht ist das Dritte Reich nötig geworden, damit sich jeder für einen Schädling, einen Juden, einen Hochverräter usw. halten mußte, damit sich jeder das hat gesagt sein lassen, der noch auf sich hielt, damit wir die Erfahrung machen, was es heißt, mit unehrenhaften Namen belegt zu werden. Das ist nämlich notwendig.

Um dahin zu führen, möchte ich Sie an die doppelte Möglichkeit erinnern, die wir mit dem Grunderlebnis der Kirche haben. Sie können sagen, daß das Christentum aus den drei Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten besteht. Sie können auch sagen, daß das Leben Jesu aus Weihnachten, Jordantaufer, Aussendung der Zwölf und Ostern besteht. Sie können also in einer verschiedenen Ordnung die Geburt des neuen Namens Christus und der Christenheit sich überlegen. In der Kirche sind die drei großen Feste, die Art, in der sich die Neuwerdung des Namens, der über den Menschen ausgerufen wird, vollzieht. Sie lassen den Namen für oder gegen sich gelten. Das ist doch sehr merkwürdig: Der Name über alle Namen. Das war mal nicht. Im Augenblick von Ostern ist es ein Schandname, den keiner tragen will, und es ist noch drei Jahrhunderte lang ein Schandname geblieben. Manchmal wünschte man, es wäre heute noch einer, damit man die Probe machen könnte, ob die Leute den Namen wirklich tragen wollen. An Weihnachten — in der Wiege — ist hingegen das Kind lächelnd, unbefangen, ohne Schmerz, unbenannt und selig. Dann kommt zu Ostern

der Schimpf und die Schande, und dann kommt zu Pfingsten der Entschluß, den Namen umzuwenden und aus der Schande eine Ehre zu machen. Da wird ein neuer Name geboren.

Gehen Sie nun statt dessen auf das Leben Jesu, wie es die letzten 150 Jahre — ja nicht zufällig gleichzeitig mit Jakob Grimm — getan haben, gehen Sie auf die Leben-Jesu-Forschung, so hat diese veraltete Leben-Jesu-Forschung Jesus als Kind seiner Zeit gesehen. Das Kind seiner Zeit kriegt eben seinen Namen. Hätte er den Namen seiner Zeit gekriegt, dann hätte er ja nie der Heiland werden können. Aber das wissen diese Leute nicht. Denn der Name gilt ihnen, wie der romantischen Schule, als etwas Angeborenes, wie Buna und Besse. Dann kommt das Selbstbewußtsein bei der Jordantaufer: „Was ich will“, so legen es die meisten dieser Leute aus: „Nun will ich der Messias werden.“ Dann kommen die Zwölf, die da beauftragt werden, sozusagen diesen Namen zu verbreiten, wie für die Publizistik. Und Ostern, da passiert dann ein merkwürdiges Unglück, wie die letzten, wunderbaren Schöpfungen dieser Bibelkritik ja sagen: Da ist also ein Versehen passiert. Jetzt soll ja der Prozeß sogar revidiert werden! So komisch sieht die Namengebung der Christenheit aus vom Standpunkte der romantischen Sprachschule! Alle Namen sind schon da. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne der Sprache. Der menschliche Wille bemächtigt sich seines Namens nach Wohlgefallen. Er beauftragt die anderen, den Namen in vielen Ausgaben zu verbreiten, und zum Schluß passiert ein unbegreifliches Malheur; denn der Tod ist ja für die romantische Schule, die von dem Angeborenen ausgeht, nicht der Schöpfer des Lebens, sondern bloß das Ende des Lebens.

Das ist der Punkt, wo ich Sie auffordere, kehrtzumachen. Mit diesem Spracherlebnis kommen wir nicht durch. Die Sprache, weil sie Leben ist, unterliegt dem Gesetz des Lebens, daß sie aus dem Tode stammt: Leben heißt den Tod überwinden. Das Nicht-Lebendige kann nicht sterben. Es ist schon immer tot. Es kann ewig dauern. Aber wenn wir leben, so müssen wir jeden Augenblick uns wandeln, um lebendig zu bleiben, müssen atmen. Wenn wir zusammen atmen, dann sprechen wir, dann sind wir begeistert. Das ist also ein Kampf des gemeinsamen Lebens gegen den Zerfall durch den Tod. Die Namen sind also wichtige Siegel im Kampf des Lebens gegen den Tod.

Da nun das alte Israel zu Jesu Zeiten zerfiel, so wäre es sehr merkwürdig, wenn dort die Namen als fromme Sage, als Gesang in das Kind eingedrungen wären und ihn zum Juden gestempelt hätten. Er hätte dann nie der Erstgeborene der Christenheit werden können. Er wäre unter dem Gesetz geblieben. Und so ist das Evangelium auch sehr korrekt, vermeidet das, und sagt, daß bei der Geburt schon die Namengebung des Kindes anfängt. Bei der Geburt schon ist ihm das widerfahren, was in Jakob Grimms Geschichte seines eigenen Lebens als Anekdote aufklingt. Sie hat aber ja auch in Jakob Grimms Leben Epoche gemacht und ihm den Namen verschafft, den Sie und ich hören, wenn ich Jakob Grimm sage.

Das erste Wort im Neuen Testament ist „Fliehe nach Ägypten!“ Nur weil Jesus ein Flüchtling auf Erden aus Israel herausgewesen ist in das ägyptische Land, hat er die Sendung des Mose aus Ägypten nach Palästina nicht auf sich sitzen lassen. Dies große Wort entzieht das Jesuskind dem Einfluß falscher Namengebung, veralteter Namengebung. Das heilige Land, das verheißene Land, kam einst hinter Ägypten. Nun dreht sich das Verhältnis in so toller Weise um, daß der Heiland der Welt nach Ägypten aus dem verheißenen Land kommt! Das verheißene Land hat also aufgehört, das verheißene Land zu sein. Die Verheißung ist nicht mehr mit diesem Lande verknüpft. Das ist der Sinn der Geschichte. Indem Jesus zum profuga, zum Flüchtling gestempelt wird bei und nach der Geburt, hört er auf, der Zeitgenosse der bethlehemitischen Kinder zu sein, die da ermordet werden. Die bleiben, die beharren. Er wird herausgerissen. Der Mensch, der volle Zukunft haben soll, muß herausgerissen werden aus der Mutterspache und ihren schützenden Namenzauber; denn er kommt in die Welt, um den Menschen zu sagen, daß ihre Sprache unvollständig ist. Er hat ja noch etwas Neues zu sagen.

Das gilt ganz praktisch von jedem Autor, der ein Buch schreibt, von jedem Redner, der eine Rede hält, von jedem Menschen, der seiner geliebten Amalie einen Liebesantrag macht. Es ist noch nie dagewesen. Es ist unerhört. Und weil es unerhört ist, lohnt es zu leben. Wenn es nichts Unerhörtes gäbe, wären wir alle tot. Es ist nur im Christentum, in der Überlieferung, dies in voller Schärfe herausgearbeitet worden, wovon Sie alle ein bißchen wissen, daß Sie einmal in ihrem Leben etwas zu sagen haben, was noch nie jemand gesagt hat, und daß Sie das nur sagen können, wenn der, der es hört, anerkennt, daß Sie ein neuer Mensch sind, ein noch nie dagewesenes Exemplar der menschlichen Rasse, daß er auf Sie hören muß. Wir müssen dagegen nicht auf die Menschen hören, die gedrechselte Phrasen wiederholen! Wir müssen nicht auf die Menschen hören, die auswendig gelerntes Zeug wiederholen. Wir brauchen nur auf den zu hören, der etwas zum ersten Male sagt. Das ist sein Name!

Jeder von uns wird in das Buch des ewigen Lebens nur für das eingetragen, was er gesagt hat, und kein anderer! Das bezieht sich nicht auf Faxen oder short stories oder Anekdoten oder Eingesendetes in das Witzblatt. Es bezieht sich auf den Namen, den er sich gemacht hat, den er auf sich hat sitzen lassen, wenn er auch Unehre brachte und für den er geradegestanden hat. Das meiste, was wir sagen, verdient ja nicht den Edelnamen des Sprechens.

Es gibt eine ganz einfache Unterscheidung, wodurch ein Mensch die Sprache neu schafft. Der Unterschied zwischen Schwätzen, Plappern, Reden, Sagen, Sprechen ist sehr einfach. Die eine Schicht ist die Spielschicht der Sprache, wo man sagt: „Ich habe nichts gesagt, du wirst das doch nicht mir entgegenhalten! Du wirst mich nicht zitieren! Das ist bloß so gesagt!“ Aller Klatsch gehört dahin. Klatsch hört auf, Klatsch zu sein, wenn er in Gegenwart dessen, über den man klatschen will, gesagt wird. Dann wird es nämlich ernst. Läßt er sich das sagen? Läßt er das auf sich sitzen? Das ist gesprochen. Klatsch ist nicht inhaltlich falsch; denn wir Menschen sind ja grauselige Viecher! Es ist ja so viel über uns und gegen uns zu sagen! Klatsch ist nur deswegen falsch, weil Sie es der Person nicht ins Gesicht sagen.

Sprechen ist das Sprechen, das man auf sich sitzen läßt. Das braucht nicht zu einem eigenen Namen zu führen, daß ich nun schließlich dann Michael Kohlhaas heiße, weil ich so unerbittlich für das Recht kämpfe. Was von jedem Menschen übrig bleibt, — wenn Sie mal nachsehen, — die Welt ist sehr gerecht — ist das, was er getan hat mit üblen Folgen gegen sich selbst, wo er geradegestanden hat. Das ist das Einzige, was gewöhnlich von ihm übrig bleibt, wo er gern etwas getan hat ohne Rücksicht auf seinen guten Namen. Davon hat Grimm sein Lied gesungen. Seine Entlassung ist ja dadurch zustande gekommen, daß er seinen Namen sehr ernst genommen und gesagt hat: Lieber geächtet und Flüchtling, als nicht geradestehen.

Wie ist das nun mit der Sprachlosigkeit, die da nach einem neuen Wort ringt, das in sein Gegenteil verkehrt wird? Ich will Ihnen an Jakob Grimm zeigen, daß ich weit entfernt bin zu glauben, er habe nicht erlebt, was wir erleben. Ich will bloß dialektisch das romantische Spracherlebnis gegen unser Erlebnis stellen. Jakob Grimm ist ein verehrungswürdiger Mann. Er hat genau so gelebt wie wir oder besser. Er hatte nur nicht in seiner Zeit den Akzent, die Tonstärke auf das zu legen, auf das wir den Ton legen müssen. Ich lege den Ton auf das Neue, das ihm widerfahren ist. Er hat den Ton gelegt auf das Alte, das wir schätzen sollen. Aber sehen wir einmal auf Jakob Grimm selber. Er wird zum Flüchtling erklärt. Er verliert seine Lehrtätigkeit in Göttingen. Und da schreibt er: „In diesem Augenblick trat die Waidmannsche Buchhandlung an mich heran und forderte mich auf, an die Abfassung eines Wörterbuches heranzugehen.“ Dann fährt er fort: „Niemals hatten wir daran gedacht, dies zu tun. Den Gedanken an ein Wörterbuch hatten wir doch nie gehegt. Warum sollte ich verbergen, daß ich diese Arbeit entschieden von mir gewiesen hätte, wenn unangetastet ich an der Göttinger Stelle geblieben wäre?“

Sehr wichtig! Wir würden heute unter Jakob Grimm nicht den Verfasser des Wörterbuchs meinen, wenn alles gut gegangen wäre. Hören wir ihn weiter: „Mag das Werk in dem An-

denken der Nachwelt haften, so ist uns — (seinem Bruder und ihm) — damit alles Leid vergolten“ — Also Jakob Grimm als Verfasser des Deutschen Wörterbuches ist aus Leid, aus „Entsetzung“, und das hat mit Entsetzen zu tun, aus Ächtung, und weil er den neuen, ihn ganz erschreckenden Namen eines Flüchtlings auf sich hat sitzen lassen müssen, ein neuer Mensch geworden, hat einen neuen Namen erhalten. So ist aus Leid Liebe geworden, wie es ja im christlichen Zeitalter in Umkehrung des Nibelungenliedes wohl sein soll. — Die Namen also, die wir erben, brechen ab im Leid. Da reicht es nicht mehr, was uns die alten Namen zusagen. Wo wir versuchen, die alten Namen unser neues Leben, unsre neue Erfahrung, zudecken zu lassen, da kommt es zu dem Nibelungenende. Da muß „liebe mit leid zu aller jüngste gan“.

Also die alten Namen sterben. Und sie sterben in unserem Bewußtsein, wenn sie uns Leid machen. Wir kriegen einen Schimpfnamen angehängt vom Standpunkt der Einheimischen. Aber aus dem Leid und aus dem Schimpf; der einem angetan wird, kommt die Berufung. Da erfährt man erst, wer man selber ist. Jakob Grimm ist nur vier Jahre in Kassel zur Schule gegangen. Aber ihm ist hier Leid widerfahren. Auch das erwähnt er n u r beiläufig in seiner Selbstbiographie. Wissen Sie, was ihm hier angetan worden ist? Einer seiner vier Lehrer bestand darauf, weil er vom Dorfe käme, den armen Jakob mit „Er“ anzureden. Alle anderen Schüler wurden mit „Sie“ angeredet. Er schreibt: „Solche Ungerechtigkeit sollte es in keiner Schule geben dürfen.“ Er hat Leid erfahren. Es ist unerhört, ein einzelnes Kind mit „Er“ anzureden. Aber Sie wissen ja, wie grausam die Menschen sind. In diesem Augenblick ist er sich der Wichtigkeit des Sprechens bewußt geworden, glaube ich. Niemand wäre wohl zum Liebhaber des rechten Sprechens — „Richtigsprechens“, so geworden wie er, wenn ihm nicht in dem bildsamsten Alter mit 13 Jahren dieses Ungeheuerliche widerfahren wäre, daß ihn ein Lehrer aussonderte und ihn nicht als einheimisch anredete. So hat ihm gerade das, was die meisten unter Muttersprache verstehen, das Selbstverständliche im Sprechen und Angesprochenwerden, plötzlich gefehlt.

Da gabs Zugluft. In die Lücke ist seine Begeisterung für die rechte Sprache, für die volle Sprache getreten, — wie ja oft das Leid mit einer inbrünstigen Liebe erwidert wird. Das Leid führt zu einem Aufhören des bisherigen Sprachstoßes und zu derselben Wiedergeburt des Sprechens, die wir auch an den Uraugenblick der Sprachentstehung setzen dürfen.

Der Mensch hat gesprochen, um den Tod zu übertönen. Der erste Name, der gegeben worden ist, ist unzweifelhaft dem Helden gegeben worden, der nicht gestorben sein sollte, den man begrub. Das Begräbnis ist der Ursprung des Sprechens. Der „heros eponimus“, der namengebende Heros, hat alle, die ihn beerdigt haben, in Liebe vereint gehalten. Denn weil er aufhörte, da mußte etwas geschaffen werden, ein Name, der ihn festhielt. So sind alle alten Namen gewiß verehrungswürdig. Ich sage nichts gegen den Merkurs über die sechs alten hessischen Dörfer. Wehe aber, wenn sie nicht als Geburtsakte verstanden werden, hinter einem Leid, hinter einer Gefahr. Siedlungsnamen sind die Beschäftigung der Ureinwohner Europas gewesen durch viele Jahrhunderte. — Überlegen Sie, was es heißt, das es dabei außer dem merkwürdigen Wort Neustadt, fast lauter originale Namen in Europa gibt! Eine ungeheure Leistung, daß die meisten Namen einzigartig sind, so wie „Besse“, nicht wahr, und „Buna“ und „Dissen“! Wie schwer ist das, so viele originale Namen zu schöpfen! Das waren die Dichtungen der Zeit, das waren die Chroniken der Zeit, das waren die Annalen der Zeit und die Gesetzbücher. Die erste Schicht alles Sprechens sind Namen gewesen, die es verhindern sollten, daß der Stifter, der Ahnherr, der Vater sterbe. Und so ist Jakob Grimms Lebenswerk ein Gegenwurf gegen die Zerstörung seiner selbst gewesen, gegen das schreckliche „Er“ und gegen den „Flüchtling“. Und er hat es in dem Satz „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis“ ausgesprochen.

Wir kommen mit dem Wort „Muttersprache“ allein nicht durch. Sie und ich, der Arbeiter und der Gelehrte, der Politiker und die Frau sprechen dieselbe Sprache in vier verschiedenen

Weisen. Wir sprechen dieselbe Sprache als Muttersprache, als Tochter-sprache, als Sohnessprache und als Vatersprache. Entschuldigen Sie, wenn ich diese pedantische Regulierung vornehme, diese Quadrierung des alten Schulsprachbegriffes! Wir kommen aus dem Verheddert-sein in romantische und sentimentale Sprachvorstellungen nur heraus, wenn wir ganz genau sehen, was Muttersprache ist, und daß sie nicht mit Sprechen zusammenfällt.

Der Arbeiter, der Monteur, der heute ein Auto beherrschen muß mit all den technischen Namen, die in der ganzen Welt dafür entstanden sind, der spricht eine „wissenschaftliche Sprache“. Er muß glücklich sein, daß er diese Fachsprache spricht. Es ist die Sprache der Söhne des Volkes, die jeden Augenblick mit dem Fortschritt der Technik sich ändert. Das hat nichts mit Muttersprache zu tun. Das ist etwas Neues und etwas ewig Wechselndes, etwas rein Zweckmäßiges. Das sind keine Namen, sondern Dinge werden da „bewart“. Wir können sagen, die Sohnessprache ist die Sprache, mit der jemand von den Dingen redet — von den Dingen redet —. In der Monteur-Sprache, in der technischen Sprache, wenn Sie in der Fabrik lernen, wie Sie da an den Schraubstöcken arbeiten sollen, wird von den Dingen ausgesagt, wie sie heißen. Es ist nicht nötig, daß die Dinge es verstehen, es hören. Die Sohnessprache spricht von den Dingen.

Die Muttersprache dagegen singt sich in mich hinein. Jakob Grimm und alle Menschen, die heute von der Sprache träumen, haben das merkwürdige Schicksal hinter sich, daß ihr Sprachbewußtsein erwachte in einer höheren Schule an einer fremden Sprache. Die Komik der Romantik besteht ja darin, daß diese Leute sich zurückgewendet haben aus einem lateinisch-griechisch-hebräischen Universum zurück auf den Volksboden und in das Volksherkommen und haben also „sekundär“ in Muttersprache „gemacht“. Die ganze Menschheit der letzten 1000 Jahre in Europa ist immer noch in dieser merkwürdigen Gymnasiastenhaltung gegenüber der Wirklichkeit, daß sie weiß, was eine Republik ist, weil sie Cicero liest, und nachher werden sie Republikaner. Es hat dabei gar nichts genützt, daß sie in Hamburg aufgewachsen sind, was eine Republik war. Geglaubt haben sie erst, nachdem sie Cicero gelesen hatten.

Also das Latein und das Griechisch, das ist sehr wichtig, die Vatersprache der Welt, ist jedem sogar zuerst zugekommen. Jakob Grimm geht in seinem Wörterbuch von dem Kult der klassischen Sprachen aus und sagt, wir müssen jetzt auch das Deutsche so kultivieren, so kultisch behandeln wie bisher nur das Lateinische und Griechische. Er sagt aber gar nichts gegen das Lateinische und Griechische. Er sagt nur etwas Gutes auch über das Deutsche. Das ist doch sehr geheimnisvoll. Die Leute, die es nun bloß mit der Muttersprache haben, die dürfen jedenfalls Jakob Grimm nicht zitieren. Er hat den schönen Satz in dem Vorwort zum Deutschen Wörterbuch: „Bei dieser neuen Philologie stehen aber alle Zungen des Erdbodens in demselben Recht, und verachtet werden darf keine.“

Weil die Muttersprache uns sondert, absondert, deswegen ist die Muttersprache von vornherein nur eine Teilansicht der Sprache. Sie ist das uns Absondernde, Hegende, Schützende, Mütterliche, uns mit Selbstverständlichkeit aus der Vorzeit Umgebende, das schon Benannte. Das ist ein großer Teil der Welt. Ich habe nur davor gewarnt zu glauben, wir wären dagegen geschützt, daß ein Lehrer uns plötzlich mit „Er“ anredet.

Ich ging neulich in ein Ministerium und wollte für einen Lehrer etwas erbitten. Ich komme in das Amtszimmer, sage „Guten Tag“, bekomme keine Antwort. Der Herr Oberregierungs-rat wird herausgerufen, stellt sich vor mich hin, — er war halb so alt wie ich, und stellte sich vor mich hin und sagte: „Sind Sie eine Lehrperson?“ Das war mein „Er“. — „Sie sind eine Lehrperson“, als einziges, als „Begrüßung“, sonst nichts. Also dieses „Er“ widerfährt uns allen, und da bleibt uns dann die Spucke weg. In irgendeiner Form kommt die Sprache als Muttersprache an ihr Ende, weil wir ein neues Wesen sind, und wir werden verkannt.

Nun gibt es die töchterliche Sprache, die die Künste sprechen, die vorwegnehmen, daß der Name, den die Braut am Hochzeitstag bekommt, endgültig empfangen wird. Alle Künste

breiten um die Liebe ihr Gewand und bereiten vor den großen Tag, an dem die Braut den Namen des Bräutigams empfängt. Das größte Ereignis im Sprechen ist der Namenswechsel, den wir gewohnter Weise hinnehmen, der uns aber zeigt, daß wir heute noch Namenszauber üben. Wozu wird denn geheiratet? Weshalb muß zur Hochzeit ursprünglich das ganze Dorf zur Hochzeit kommen und drei Tage sich betrinken? Das ist unerläßlich. Denn wenn man sich nicht betrinkt, kann man unmöglich am nächsten Tage Lieschen Müller plötzlich Lieschen Metzger nennen. Das ist eine entscheidende Veränderung, und man würde es ja nicht über die Lippen bringen, wenn man die Lippen nicht erst mal gelockert hat. Lieschen Müller ist für das ganze Dorf am nächsten Morgen Lieschen Metzger, oder sie ist nicht verheiratet, sie ist illegitim.

Es steht dabei sehr viel auf dem Spiel. Der Namenswechsel macht aus der Unehre die Ehre. Die Anerkennung des neuen Namens ist der ganze Unterschied. Der Herr Metzger mag sie die ganze Zeit unverdrossen weiter „Lieschen“ nennen, vorher und nachher; das nützt nichts. In dem alten Namenstatbestand ist sie bloß Lieschen Müller, und er hat gar nichts mit ihr zu tun. Und wehe, wenn er zuviel mit ihr zu tun hat! Dann wird aus Lieschen Müller eben ein Unehrenname, und das muß gesühnt werden.

Ich meine das sehr ernsthaft. Das muß plötzlich umgedeutet werden in ein Ereignis, wo sich die alten Tanten im Dorfe schämen müssen; denn dieses Mädchen rettet die Zukunft der Nation, und sie hängen bloß an dem Alten und können das nicht begreifen, daß sie mit dem Jungen durchgegangen ist. — Das passiert jeden Tag, und kein Mensch zieht daraus irgendwelche Schlüsse für den Sprachbestand. Wenn Sie aber wissen wollen, was sprechen heißt, dann müssen Sie doch an die größten Vorgänge im Sprechen anknüpfen. Das größte Ereignis ist, daß die Öffentlichkeit mit Zwangsgewalt dazu übergeht, für dieselbe Person einen neuen Namen zu gebrauchen. Das ist ein sprachschöpferischer Akt, in dem Moment, wo die alte Sprache das nicht mehr aussprechen kann, was da geschehen ist; es reicht nicht, der Mantel der alten Namen ist zu kurz geworden.

Nun über die Vatersprache noch ein Wort. — Die Sprache des Staates, die Sprache des Rechtes, werden Sie sagen, ist das. Es ist gar nicht so einfach. Das Wort Muttersprache scheint nicht älter als das 11. Jahrhundert zu sein, d. h., als die christliche Kirche nach langen Umwegen anfang, sich der hessischen Volksseele zu erbarmen und sie zu verchristlichen. Das ist nämlich vor 1100 nicht geschehen, trotz aller sagenhaften Berichte über vorhergehende Verchristlichung. Vorher ist die christliche Kirche nur „germanisiert“ worden. Aber die Germanen sind erst christianisiert worden ungefähr im 11. Jahrhundert. Da hat man ganz geheimnisvoller Weise angefangen, die Mutter Kirche mit der lateinischen Sprache von der leiblichen Mutter mit ihrer Muttersprache zu unterscheiden, — eine sehr nachdenkliche Sache. In der Antike heißt diese selbe Sprache die väterliche Sprache. Das hat seine tiefen Gründe, weil in der Antike die väterliche Sprache auf die Männer beschränkt war. Wir haben noch heute Völker, in denen Frauen und Kinder nicht sprechen. Die ursprüngliche Einführung in die Vollsprache, die Hochsprache, geschah auf den Versammlungen der Männer des Stammes, der Krieger, und infolgedessen war gar kein Anlaß vorhanden, daß die anderen sprechen sollten. Das war nämlich eine Prozedur der Namengebung, die sich eben gerade an die Mitglieder des Heeres, des Stammesaufgebotes, richtete.

So möchte ich Sie wenigstens nachdrücklich darauf hinweisen, daß das Wort Muttersprache diese doppelte Spannung in sich trägt. Es ist gegen die mütterliche Sprache der lateinischen Kirche gesagt worden im 11. Jahrhundert, weil man unterschied zwischen der Sprache, die die Mutter im Hause spricht, und der, die die Mutter Kirche spricht. Es ist also zwischen zwei Müttern im Konflikt gesagt, — geheimnisvoll. Und zweitens möchte ich warnen anzunehmen, daß die antiken Völker von der „Mutter-zunge“ gesprochen haben; sie haben überwiegend von der Vaterzunge gesprochen, die dem Sohne bei der Initiation eingesetzt werden muß. Denn die Zunge, die deutsche Zunge, die bayrische Zunge, sind ja Zungen, die mit Gewalt dem Kinde eingesetzt werden.

Nichts hätte der Antike ferner gelegen, als zu glauben, daß die Vatersprache, die alte Sprache, die ich lerne, aus Singen und Sagen bestände. Bei den Heiden ist es so, daß die Teilnahme am Sprechen der Gemeinde mit ungeheuren Opfern erkaufte werden muß, wie mit Beschneiden, mit Tätowieren, mit Einbrennen, Zähneausbrechen und allen möglichen schauderhaften Sachen, die Sie in der Anthropologie und Völkerkunde nachlesen können. Weil das Sprechenlernen keine Kinderstubenangelegenheit war, sondern eine Hochkult-Angelegenheit der großen Versammlung der Männer, ging es höchst schmerzhaft zu. Die Sprache ist im Leiden in die Welt gekommen. Es ist aber im vollen Umfang richtig, daß mit Verantwortung zu sprechen, — denken Sie an die Konfirmation! — eine ernsthafte Angelegenheit ist.

Wir verwechseln heute also den vorbereitenden Teil des Sprechenlernens in der Kinderstube mit dem, was eigentlich Sprache ist. Der Volksvers, mit dem die Kinder sich merken, daß es die sechs Hessendörfer gibt, ist erst Vorbereitung aufs Sprechen. Was Sie heute Muttersprache nennen, ist nicht die Vatersprache oder Elternsprache, durch die ein Kind befähigt wird, für etwas, das es sagt, geradezustehen. Frühestens mit 18 Jahren, bei den Arbeitern nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch schon mit 14 Jahren, kann ein Mensch sich verdingen und sagen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Ich muß um 6 Uhr arbeiten, weil ich es versprochen habe.“ Nur wer ein Versprechen halten muß, spricht. Er hat nämlich das Verhältnis zu seinem eigenen Wort, das trägt, das ihn zum Sprecher macht und das kann ja kein Kind. Alles andere ist Geschwätz. Sie alle wissen, daß die Kinder eben pappeln. Deswegen haben wir nun etwas erfahren über die Muttersprache Jakob Grimms. Sie ist unentbehrlich, sie ist unerlässlich. Sie ist wunderbar warm, beruhigend, wie er sagt, von unerschöpflicher Befriedigung in traurigen Zeiten, wenn man sich mit ihr beschäftigt. Aber sie ist nur die Vorstufe der Sprache, aus der sich das Leben erneuert.

Die Sprachen werden wohl immer zerfallen also in die (1) Sprache der Namen, die die Menschen auf sich sitzen lassen müssen, und (2) in die Sprache der Fächer, wo wir von den Dingen sprechen wie der Monteur oder der Elektrotechniker, der Handwerker: die Arbeitssprache der Menschheit. (3) Und sie wird auch immer sich nach Ländern in Landessprachen scheiden; denn wir Menschen haben die Ewigkeit immer gespalten in Zeit und Raum. Die Fachsprachen sind die zeitlich bedingten Sprachen der Menschheit. Die Landessprachen sind die räumlich bedingten Abarten des Sprechens und die Sprache des (4) Glaubens ist die Sprache für alle Menschen. Und damit komme ich nun zu dem letzten Punkt, den ich Ihnen ans Herz legen möchte.

Es hat zu allen Zeiten, auch als Jakob Grimm einerseits aufs Gymnasium ging, andererseits mit „Er“ angeredet wurde, — also einerseits Lateinisch und Griechisch, und andererseits Deutsch sprach und hörte — hat es immer eine umfassende Sprache gegeben, die weder Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Gotisch oder sonst etwas war. Es ist ganz merkwürdig, daß unsere Wörterbücher und Grammatiken von dieser banalen Tatsache keinen Gebrauch machen. Seit dem ersten Tag der Menschheit gibt es eine Universal-Sprache aller Menschen und alle haben sich danach gesehnt, und seit Christus wissen wir das ausdrücklich: Das ist der Inhalt des Evangeliums. Dieser Name über alle Namen, diese Universalssprache besteht nämlich aus Namen. — Da nun in unseren Schulbüchern nichts über Namen steht, sondern nur über Worte, so hat man übersehen, daß es neben der lateinischen und deutschen Sprache schon immer das Wort Caesar gegeben hat. (Der Schullehrer von Jakob Grimm, der ihn so gepeinigt hat, der hieß Caesar. Denken Sie, in Kassel gab es einen Caesar.)

Die Namen sind unser aller Teil. An den heiligen, an den großen Namen von Dschingis-Khan bis Hitler erkennen sich die Menschen als in einer Geschichte. Sehen Sie, die Deutschen müssen den Namen Hitler auf sich sitzen lassen, der wird durch alle Zeiten und alle Völker und alle Fachsprachen und durch alle Ländersprachen gehen: er ist schon drin. Den können wir nicht loswerden, indem wir auf die Etymologie des Wortes zurückgehen und sagen, das ist ein deutsches Wort. Das ist ein Name. Der Name ist in schrecklichem Leid geschaffen

worden zur Bezeichnung von etwas Ungeheuerlichem, und das ist er. Dasselbe gilt von Napoleon. Das ist doch kein französisches Wort. Es ist auch kein italienisches Wort, das ist auch kein korsianisches, das ist ein Weltwort, weil es ein Name ist. Ein Name ist eben etwas, womit ein Mensch notwendig bezeichnet wird, um seinen Platz in der Geschichte der Menschheit zu bezeichnen. An den Namen haben wir überhaupt nur eine Geschichte. Es gäbe gar keine ohne die Namen. Alle anderen Ereignisse würden nur lokal und nur zeitlich bedingt interessant sein. Was geht uns denn der Siebenjährige Krieg an? Gar nichts! Aber der Alte Fritz und die Maria Theresia. Kam da aus Kassel ein Oberstabsarzt der Reserve in den ersten Weltkrieg, übrigens der Oheim des größten Kasselerers seit Jakob Grimm, der Oheim Franz Rosenzweigs.

Dieser Arzt Georg Alsberg hatte auch Kriegsgefangene zu behandeln, da er ein Spezialchirurg war. Unter den Gefangenen waren viele voll Angst, vor allen Dingen war da ein junger Inder, der heftig zitterte. Niemand konnte dieses Gefangenen Sprache. In seiner Not sagte Alsberg mehrmals so langsam und deutlich er es vermochte: Rabindranath Tagore. Da lächelte der Inder selig und konnte behandelt werden.

Seltsam also, daß die universalen Leistungen aller Völker, zu der einen Sprache beizutragen; gezeugnet wird. Das hat natürlich mit dem Christushaß zu tun. Denn Christus hat ja diese Forderung gestellt, daß unser Name jenseits unseres eigenen Volkes gelten müsse: im Himmel. In den Namen wird die Geschichte Fleisch. Da ergreift der Geist einen einzelnen und stempelt ihn zum Träger von etwas; von dem wir hernach alle wissen, was es bedeutet. Im Namen haben wir in der Nußschale die Erfahrung des Menschengeschlechtes mit sich selbst.

Ich kann das leider alles nicht weiter ausführen, aber lassen Sie mich nun als Ergebnis von allen diesen Vergleichen, von allen diesem Hineinbohren in Jakob Grimms eigene und wirklich sehr tiefe Spracherfahrung, lassen Sie etwas nachbleiben als Quintessenz, als Zusammenfassung. Er schreibt am Ende seiner Einladung zum Wörterbuch, wie ich gesagt habe: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis.“ Dem, der einmal sprachlos geworden ist, ist es nicht mehr möglich, vor der Sprache zu stehen und sie für Wörter zu halten. Er weiß, daß er nach dem Namen sucht und auf den wartet, an dem er erkannt werden kann, und dessen er sich nicht zu schämen hat. Und so möchte ich Sie bitten, neben den Satz von Jakob Grimm, der wahr ist: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis“ noch einen zweiten Satz zu schreiben — wenn Sie das Deutsche Wörterbuch besitzen, können Sie es ja reinschreiben: „Die Sprache hält uns geheim und macht uns bekannt.“

Götz Harbsmeier

### **Was können Kirche und Theologie heute zur Erziehung beitragen?**

(Eine öffentliche Vorlesung an der Pädagogischen Hochschule in Lüneburg am 18. Febr. 1953)

#### I.

Wie ist das Thema gemeint?

Einleitend möchte ich mit Nachdruck ein Mißverständnis ausschließen. Es könnte sein, daß jemand sich im Besitze eines absoluten Wissens und Verstehens darüber wähnt, was eigentlich „Erziehung“ heute zu besorgen habe. Ein solcher Wissender wäre dann zugleich auch die Instanz, die Wert oder Unwert irgendwelcher Beiträge zu ihr absolut zu beurteilen vermöchte.

Ich setze demgegenüber unsere Einigkeit darin voraus, daß wir jedenfalls nicht in solchem Sinne pädagogische Götter sind.

Ich setze unsere Solidarität darin voraus, daß wir auf diesem Gebiete strebend sich Bemühende sind, Fragende, Suchende. Wir sind alle jeder in seiner Weise Leute, die eine ihnen